

Zwischen Abwehr und Öffnung

Der Feldzugang zu Berufungskommissionen als ethnografisches Experiment

VICTORIA HEGNER

ABSTRACT

Berufungskommissionen sind hochgradig formalisierte und dabei schwer zugängliche Schauplätze universitärer Entscheidungsprozesse. Ethnografische Forschung in diesem Feld ist entsprechend mit besonderen Herausforderungen verbunden: Geheimhaltungspflichten, juristische Restriktionen und institutionelle Abwehrhaltungen erschweren den Zutritt. Der Artikel versteht den Feldzugang in diesem Zusammenhang nicht nur als Vorbedingung, sondern als epistemisch aufschlussreichen Bestandteil der Forschung selbst. Er zeigt, wie Abwehr, Zurückweisung und unvorhersehbare Gelegenheiten bereits Einblicke in die sozialen und kulturellen Logiken universitärer Institutionen eröffnen. Dabei erweist sich Zugang als experimenteller Prozess: wenig planbar und schwer zu kontrollieren und dabei geprägt von Unsicherheit, Improvisation und der ständigen Aushandlung der eigenen Rolle im Feld. Kontakte im Bereich der Gleichstellung – oft über „weak ties“ (Granovetter) vermittelt – wurden zu zentralen Brücken, die den Zugang ermöglichten. Ethnografie wird so als tastende, risikobereite Suchbewegung greifbar, deren Potential gerade in der Fragilität des Zugangs liegt. Indem sie institutionelle Widerstände ernst nimmt, transformiert sie diese in analytische Einsichten und verdeutlicht damit den experimentellen Charakter ethnografischer Forschung an Universitäten.

SCHLAGWORTE

Hochschulforschung, Gleichstellungspraktiken, ethnografische Methode, institutionelle Logiken, Insider-/Outsider-Forschung

ZITIERVORSCHLAG

Hegner, V. (2026): Zwischen Abwehr und Öffnung. Der Feldzugang zu Berufungskommissionen als ethnografisches Experiment. In: Berliner Blätter 92, 229–240. DOI: 10.60789/921228.

Berufungskommissionen sind zentrale Schauplätze universitären Alltags. Hier wird nicht allein über die inhaltlich-theoretische Zukunft eines Faches entschieden, sondern auch in existentieller Weise über akademische Biografien. Dabei ist die Beachtung der gesetzlich vorgegebenen Norm der Gleichstellung – die an Universitäten zunehmend unter dem Label der Chancengerechtigkeit und -gleichheit reüssiert und Formen von Diversität und Inklusion zur Sprache bringt – fest institutionalisiert, wenngleich sich dies an Hochschulen strukturell sehr unterschiedlich niederschlägt. Es sollte zwar allen ein Anliegen sein, diese Norm durchzusetzen, aber es wird in den Berufungskommissionen vor allem den gewählten Gleichstellungsbeauftragten zugeschrieben, die Gleichbehandlung der Bewerber:innen – juristisch fokussiert auf das Geschlecht – zu garantieren.

So entscheidend und diskurssetzend Berufungsverfahren in mehrfacher Hinsicht also sind, so stellen sie dennoch eine „Black Box“ dar (Färber/Riedler-Lindthaler 2016). Ihre innere Funktionsweise bleibt unbekannt aufgrund juristischer Regularien, der Geheimhaltungspflichten, der zumeist nicht öffentlich gemachten Zeitabläufe und der informellen Codes, die gelten. Wissenschaftler:innen müssen sie, gleich eines unliebsamen, oft auch als Demütigung erfahrenen rite de passage trotzdem durchschreiten: Die Black Box – genauer das Black Boxing – ist Teil des Rituals.

In meiner Forschung untersuche ich die Gleichstellungspraktiken im akademischen Feld. Wie, so interessiert mich, werden Norm und Anspruch auf Gleichstellung und Geschlechtergerechtigkeit an Universitäten – in ihren Gremien und Kommissionen – genau ausgehandelt, durchgesetzt oder auch unterlaufen? Indem ich in diesem Zusammenhang Berufungsverfahren in den Mittelpunkt meiner Betrachtung rücke, versuche ich, diese Black Box ein Stück weit auszuleuchten. Als jahrelange (fakultäre) Gleichstellungsbeauftragte und als Wissenschaftlerin beziehungsweise Forscherin zugleich, bin ich nie nur externe Beobachterin, sondern in mehrfacher Hinsicht eine „Insiderin“ des Verfahrens. Meine spezifische Zugehörigkeit und dann wieder auch Distanz prägen nicht allein meine Wahrnehmung, sondern immanent die Form, wie mir Zugang gewährt wurde oder wie ich ihn mir erschließen konnte. Bereits die Wege in eines der wirkmächtigsten Foren der Universität – in die „Herzkammern der Fächer“, wie eine Fakultätsreferentin Berufungskommissionen mir gegenüber einmal prosaisch nannte (Feldnotiz vom 17.5.202X)¹ – geben Aufschluss über diese temporären Kommissionen selbst und darüber, unter welchen sozialen und kulturellen Bedingungen Professor:innen ausgewählt werden. Diese Wege möchte ich im Folgenden genauer nachzeichnen und damit nicht zuletzt die grundlegenden Herausforderungen ethnografischer Forschung im „eigenen Feld“ und zugleich an Universitäten greifbar werden lassen.

Meine Ausführungen folgen weniger der Logik einer Systematisierung von Zugangsweisen. Sie sind vielmehr als ein Plädoyer dafür zu verstehen, sich auf die Unwägbarkeit ethnografischer Methoden – ihre geringe Formalisierbarkeit und Normierung – einzulassen. Ethnografie ist in diesem Sinne immer schon ein Experiment: Es gilt risikobereit und kreativ verschiedenste Formen des Zugangs zu erproben, immer wieder einen Neuanfang zu wagen und im Modus der sozialen Verunsicherung und der „Angstlust“, die sich dabei kundtut, verschiedenste Rollen im Feld anzunehmen und zu schauen, welche neuen Perspektiven sich hierdurch eröffnen.

¹ Aus Anonymisierungsgründen werden im Folgenden alle Datumsangaben aus Feldnotizen ungenau gehalten.

Selbst im Scheitern – an machtvollen und unüberwindlich erscheinenden Barrieren – lässt sich der ethnografisch-einsichtsvolle Moment „wittern“.²

Aus dieser geringen Regelmäßigkeit der Ethnografie erwächst denn auch ihr spezifisches erkenntnistheoretisches Potential. Es ist eine Methode, bei der sich die Forscherin rückhaltlos an die Dynamiken des untersuchten Feldes „anschmiegt“. Wie mir dies gelang, was mir aber auch versagt blieb und welche Einsichten sich hierdurch über das beforschte Feld selbst ergaben: Dazu nun.

Abwehr und Öffnung

„Ich habe es geschafft!“, notierte ich in meinem Feldtagebuch. „Ich sitze an einem langen Tisch in einem herrschaftlich anmutenden Seminarraum, mit hochwertigem Parkett und mit Stuck an der Decke: in einer der größten Universitäten Deutschlands, in meiner ersten Berufungskommission, die ich offiziell mit Blick auf die dort verhandelten Gleichstellungsvorstellungen und -maßnahmen teilnehmend beobachten darf! ‚Aber bitte setzen Sie sich an das hintere Ende am Tisch‘, werde ich sofort angewiesen: So sehr ich hier sein darf, so wenig bin ich ‚mittendrin‘, sondern, so wie ich nun platziert bin, irgendwie ‚außen vor‘. Später wird der Kommissionsvorsitzende mich vorstellen: ‚Frau Hegner wird uns beobachtend erforschen. Sie ist das stille Mäuschen in unserer Sitzung und darf nichts sagen‘. Er blickt mich eindringlich an, und ich bin getroffen von dieser verniedlichenden Benennung und der Betonung meiner Schweigsamkeit. Ich meine spontan, eine Herabwürdigung meines Anliegens herauszuhören. Doch nach längerer Überlegung ist es wohl eher eine soziale Unbeholfenheit, die sich hier kundtut: Nur vereinzelt werden Hochschulen in Deutschland ethnografisch beforscht und gerade Berufungskommissionen, in denen es für die Bewerber:innen beruflich oft um alles geht und Mitglieder entsprechend intensiv miteinander auch um Gleichstellungsfragen ringen, sind vom Gebot der Geheimhaltung geprägt. Die Kommissionen sind dabei mit vielen juristischen Fallstricken ausgestattet. Sich in dieser Situation beforschen zu lassen, ist mutig: Und von einer Maus – gar einem Mäuschen – scheint vorerst wenig Gefahr auszugehen.“ (Feldnotizen vom 17.5.202X).

Ethnografien zur akademischen Arbeitswelt, die auch eine Innenansicht des Hochschullebens bieten, sind insbesondere im deutschsprachigen Kontext selten (dabei mehrheitlich in Aufsatzform/Sammelbänden zu finden: Meyer u. a. 2022; Lempp 2022; Querfurt 2019; Lempp u. a. 2018; Stegmann 2007; Bendix 2004; Beaufaÿs 2003).³ Die zentralen Institutionen von Forschung und Lehre, so zeigt sich, lassen

² Eine der wenigen Veröffentlichungen – nach jetzigem Kenntnisstand im deutschsprachigen Kontext die einzige Publikation –, die die Abwehr ethnografischer Forschung im universitären Feld und dabei im Gleichstellungsbereich als Erkenntnisquelle thematisiert: Lempp u. a. 2018. Weiteres Beispiel für den Widerstand von Universitäten, zum Forschungsgegenstand zu werden: Schultheiß 2022.

³ Es gibt allerdings eine Vielzahl von Interviewstudien, die sich mit der Hochschule als soziales, organisatorisches Gebilde beschäftigen und die Rolle von Geschlecht fokussieren. Hier kann nur auf eine Auswahl verwiesen werden: Engler 2001, Dressler/Langreiter 2005, Biller-Andorno u. a. 2005, Färber/Spangenberg 2008, Beaufaÿs u. a. 2012, Kamphans 2014, Erbe 2022, Mense u. a. 2024. Eine mit dem Klopstock-Förderpreis ausgezeichnete, fiktionalisierte Autoethnografie zur Situation einer jungen Akademikerin und Mutter im Universitätssystem ist: Sperk 2017.

sich selbst nur ungerne beforschen.⁴ Besonders qualitative Studien, die auf teilnehmender Beobachtung beruhen, stoßen auf Widerstand – nicht zuletzt, weil sie hinter die Fassade blicken wollen. Goffmans Bild der „Hinterbühne“ wird hier methodisch ernst genommen: Dort, wo Masken fallen, kommen auch Konflikte und sonst verschwiegene Machtverhältnisse zur Sprache. Angesichts der nach wie vor herrschenden „asymmetrischen Geschlechterkultur“ (Müller 1999) an Hochschulen haben es ethnografische Studien mit einem Gender- und/oder Gleichstellungsfokus nachweislich besonders schwer (Lempp 2022; Interview vom 23.11.202X). Die Befürchtungen, dass Missstände aufgedeckt und Formen der Ungerechtigkeit beziehungsweise des Unrechts zutage treten und beklagt werden, sind groß. Dabei spielt eine Rolle, dass die Maßgabe der Gleichstellung der Geschlechter zunehmend in Wert gesetzt und die Umsetzung rechenschaftspflichtig ist.⁵ In der Deutung gerinnt die ethnografische Geste des Verstehens hier häufig zum Moment der Kontrolle – zur potentiellen wie unangebrachten Entlarvung – und damit zum Prestigeverlust, den es zu vermeiden gilt.

Trotz einer Vielzahl von Abwehrbewegungen gelang mir der Zugang nach über zwei Jahren (!) doch noch. Dafür war ich gezwungen, mich auf ein Bündel von Unwägbarkeiten einzulassen: auf zufällige Begegnungen, auf persönliche Bekanntschaften, auf fortwährende Neuanläufe und grundsätzlich: auf günstige Gelegenheiten. Es galt, sie zu erkennen und im richtigen Moment zuzugreifen. Sorgsame Planung, ein sich wiederholender und bewährter Zugang nach dem Top-Down- oder umgekehrt Bottom-Up-Prinzip sowie eine Form des Schneeball-Systems, wie sie üblicherweise beim Feldzugang genutzt werden, waren hingegen nicht zielführend. Für diese eher ‚unsystematische‘ Annäherung gab es spezifische Gründe, die mir bereits eine beredte Innenansicht in das universitäre (Kommissions-)Leben, seine Regularien, Befürchtungen und Widerstände boten: Mehrere Problematiken kamen ins Spiel. So gibt es, anders als bei der Beforschung von Bildungsorganisationen wie etwa Schulen, an deutschen Universitäten kein standardisiertes Genehmigungsverfahren, auf das man sich einstellen und das man gezielt durchlaufen könnte, was bereits auf die Ungewohntheit und das Unbehagen des Beforschtwerdens verweist. Blickt man in die USA und nach Großbritannien, wo die Mehrzahl von Hochschulethnografien entstanden sind, so dominiert ohnehin der eher wenig formalisierte Zugang über die ‚Heimatuniversität‘. Die forschungsethische Problematik einer engen Verstrickung mit dem Untersuchungsfeld tritt dabei hinter das Potential der dichten Kenntnis des Feldes zurück.⁶

Im deutschen Kontext – so auch in meinem Fall – wird genau diese besondere Vertrautheit allerdings eher zum sozialen und juristischen Risiko erklärt, das abzuwehren ist. Trat ich an (ehemalige) ‚Heimatuniversitäten‘ heran, hieß es auf Leitungsebene,

⁴ Zu den Gründen des „Fremdelns“ der Hochschulforschung mit der Ethnografie siehe: Hamann 2022, sowie für den anglophonen Bereich für die 2010er Jahre: Thrift 2011.

⁵ Zur Chronologie der Institutionalisierung der Gleichstellungspolitiken an deutschen Hochschulen, inklusive der unterschiedlichen Geschichte in der BRD versus der DDR, siehe: Erbe 2022, insb. 53-65. Hier wird auch darauf eingegangen, wie ab Ende der 1990er Jahre die staatliche Finanzierung der Hochschulen an Gleichstellungserfolge gekoppelt wurde. Zur sich gleichzeitig entwickelnden „Rechenschafts-Kultur“ („Audit-Culture“) an Hochschulen siehe insbesondere Strathern 2000 sowie Shore/Wright 2000 und 2015.

⁶ Ein Überblick zu ethnografischen Studien im anglophonen Bereich bis 2014 bietet: Pabian 2014, historisch vertiefter Überblick: Wisniewski 2000, gegenwärtige Trends in: Anderson 2021, eine Auswahl von Beispielen für Ethnografien zur Hochschule aus dem anglophonen/frankophonen Bereich: Bourdieu 1992 (hauptsächlich Interviews, Auswertung statistischer Daten), Nathan 2005, Stevens 2007, Lamont 2009, Tuchman 2009, Lucas 2012, Ahmed 2012, Cahill u. a. 2019, Steinhardt 2021, Anderson 2019. In der Belletristik finden sich ebenfalls dichte Beschreibungen (oft aus der „Insiderin“-Perspektive), insbesondere im Genre der Satire und des Kriminalromans: Smiley 1995, die Literaturwissenschaftlerin Carolyn Heilbrunn veröffentlichte unter dem Synonym Amanda Moss 13 Kriminalromane, deren Hauptprotagonistin Kate Fansler, Universitätsdozentin und Detektivin in einem ist. Mehrheitlich sind die Verbrechen (Mord) im akademischen Milieu angesiedelt.

dass ich vermeintlich „zu viel“ über soziale wie kulturelle Konstellationen, über interne Abläufe und einzelne Personen wissen könnte. Anstatt den Wert des dichten Kontextwissens anzuerkennen, berief man sich auf Datenschutzaspekte, die eine Forschung aus meiner Position heraus verunmöglichen würden. Zudem stellte man mir das klassische Argument der „zu großen Nähe“ entgegen – gleichgesetzt mit „mangelnder Objektivität“. Sie betraf nicht nur mich, sondern schien sich gleichsam auf meine (früheren) Kolleg:innen zu übertragen. In einer präsidentialen E-Mail, in der die Teilnahme am Projekt abgelehnt wurde, hieß es dazu, man befürchte, „dass durch die Tatsache, dass Sie als Kollegin das Forschungsprojekt durchführen, die Arbeit der Mitglieder in den Berufungskommissionen nicht mehr vollkommen unbefangenen erfolgen könnte“ (27.2.202X).

Wählte ich den für hochschulethnografische Studien äußerst ungewohnten Weg und trat von außen an eine Universität heran, wurde mir wiederum aus genau diesem Grund der Zugang verweigert – mit dem Hinweis, ich sei eben *nicht* Teil der Institution. Obwohl Hochschulleitungen die Dringlichkeit meiner Studie betonten, standen einmal mehr Datenschutzbedenken im Raum, ergänzt durch die Sorge, dass mein Einblick in die Gleichstellungspraktiken im Wettbewerb um Drittmittel meiner ‚Heimatuniversität‘ zugutekommen könnte. Das Thema, so hieß es, habe „ein erhebliches Gewicht im Rahmen der Förderentscheidung. Entsprechend sind die universitären Beratungen hierzu [...] Dritten nicht zugänglich zu machen“ (Brief vom 27.3.202X an die Autorin). Die wichtige, durch feministische Kämpfe erreichte Inwertsetzung von Gleichstellungsbemühungen wurde nun zum Argument gegen die Möglichkeit, diese Bemühungen zu beforschen.

In beiden Fällen – ob ich den Zugang von innen oder außen suchte – wurde meine Position zur Legitimation der Exklusion herangezogen. Dabei sind die geäußerten Bedenken gegenüber der Forschung nicht unbegründet: Sie ist juristisch wie sozial risikobehaftet. Dies allerdings im besten Sinne. Indem sie weit über Interviews hinausgeht, auf teilnehmender Beobachtung basierend nachvollzieht, wie in Berufungskommissionen mit Fragen der Gleichstellung gerungen wird, macht sie sichtbar, wie sehr diese Verfahren und die darin eingebettete Gleichstellungsarbeit als komplexe Gebilde funktionieren und trotz enger juristischer Rahmung und Formalisierung beständig neu verhandelt werden. Letztlich lässt sich kein Set von Vorschriften, eingeübten Handlungsweisen oder vorheriger Absprachen perfekt auf die jeweils konkrete Kommissionsarbeit anwenden. Vielmehr ergeben sich stets unerwartete Situationen, plötzliche Handlungsspielräume, in denen es zu interagieren gilt, wobei Wirkungskraft entfaltet wird und Entscheidungen fallen.⁷ Wenn diesen Prozessen nachgegangen wird, werden damit gängige Erzählungen von Seilschaften, Strategien und Machtkonstellationen durchbrochen oder zumindest verkompliziert, ohne den kritischen Blick auf universitäre Auswahlverfahren zu entschärfen. Die Wirkungsweise von Gleichstellungsarbeit tritt hervor und dabei zeigt sich zugleich, dass diese eben mehr ist als ein notgedrungen administrativ-politischer Akt, sondern eine komplexe, dabei auch performative Praxis darstellt, die nachhaltig Leit- und Idealbilder von Wissenschaft mit formt.

⁷ Ich greife hier ein Argument auf, dass Howard Becker für die Funktionsweise von „Kultur“ und kulturellen Praktiken allgemein entwickelt. Diese, so führt Becker aus, prägen übergreifend das Selbstverständnis und die Handlungsweisen in einer Gesellschaft (Becker 2021 [1982]). Allerdings, so erklärt er weiter: „No set of cultural understandings, then, provides a perfectly applicable solution to any problem people have to solve in the course of their day, and they therefore must remake those solutions, adapt their understandings to the new situation in the light of what is different about it“ (ebd., 95). Hiermit betont er die individuelle, nicht vollkommen determinierte Handlungskraft und stellt so heraus, wie kulturelle Veränderung erfolgt.

Es gibt einige Universitäten, die sich darauf eingelassen haben: Universitäten, die beforscht werden *wollen* und dabei vorhandene Risiken bewusst auf sich nehmen. Zugang erhielt ich jedoch nicht durch eine stärkere rechtliche wie formale Absicherung meines Projekts, nicht durch das Entkräften des Vorwurfs „mangelnder Objektivität“ und auch nicht durch die Versicherung, dass keine „Mitnahme-Effekte“ zugunsten meiner ‚Heimatuniversität‘ entstünden. Selbst die Prüfung des Projektes durch eine Ethikkommission verschaffte nicht den gewünschten Zutritt, und das, obwohl das Votum über die Einhaltung der guten wissenschaftlichen Praxis in meiner Forschung positiv ausfiel. Universitäten interessierte das nicht, sie blieben verschlossen.

Es war stattdessen ein feingesponnenes, flexibles Netzwerk aus Geschlechter- und Sozialforscher:innen, die sich im Gleichstellungsbereich engagieren beziehungsweise dort tätig sind, durch das ich an Hochschulen mit meinem Projekt allmählich doch noch Fuß fassen konnte. Die beruflichen Kontakte waren dabei eher lose, wir waren uns hin und wieder über den Weg gelaufen, hatten Interesse an den Arbeiten der anderen; und wir teilten die Lust am politisch-feministischen Engagement an Hochschulen. Aber wir pflegten keine intensiven Bekanntschaften und Gespräche: Privat und emotional waren wir nicht besonders eng verbunden. Doch genau hierdurch – durch „weak ties“ (Granovetter 1973), wie diese lockere Zugewandtheit in der Sozialforschung auch genannt wird – führten sie mich gekonnt über meine eigenen engen Kreise von Fachkolleg:innen, universitäre Freundschaften und schließlich über die „Heimathochschulen“ erfolgreich hinaus. Diese Kontakte waren eine Brücke hinein in weitere Kontexte und dabei auf die „Hinterbühne“ anderer Universitäten.

Bisweilen erhielt ich spontane Anrufe. So meldete sich eine langjährige Bekannte aus den Gender Studies bei mir. Sie arbeitete nunmehr auf einer unbefristeten Stelle in einem universitären Gleichstellungsbüro. Sie wusste von meiner Studie und der bisherigen Verschlossenheit der Universitäten für mein Projekt: „Das Präsidium hat bei uns gewechselt und an Gleichstellungsfragen ist es ernsthaft interessiert. Die Chance für Deine Forschung ist bei uns günstig.“ Mit hörbarem Gefallen an der eigenen Idee fuhr sie sogleich fort: „Nicht du, sondern wir im Gleichstellungsteam sollten dein Anliegen beim Präsidium vortragen und es auch zu unserem machen“. Im Laufe des Gesprächs stieg ihre Begeisterung kontinuierlich an und am Ende schien sie von der Machbarkeit des Projekts vollkommen überzeugt. Sie schloss mit den Worten: „Für die Leitung wird es schwer, nein zu sagen, zumal sie so eine Forschung wahrscheinlich wirklich wollen.“

Es gab zudem WhatsApp-Nachrichten oder ich erhielt unverhoffte E-Mails, wie jene einer Gleichstellungsreferentin im sogenannten MINT-Bereich:

„Schick mir mal eine Skizze von Deinem Forschungsprojekt. Ich würde da noch einiges ändern, also sprachlich für Naturwissenschaftler etwas herunterdividieren :). Der neue Dekan ist, was Geschlechterfragen angeht, sagen wir mal: aufmerksam. Ich denke, der Datenschutz stellt kein Problem dar. Ist wirklich ein interessanter Laden: total hierarchisiert, aber bei der Bürokratie super locker.“ (E-Mail: 3.11.202X)

In den Hinweisen, welche Hochschulen, Fachbereiche und Disziplinen womöglich offen für mein Ansinnen wären, aber auch, wo ich es gar nicht erst versuchen bräuchte, deutete sich bereits das für Gleichstellungsakteur:innen so typische „Gespür“ für Gelegenheiten an, wie eben der Wechsel eines Präsidiums/eines Dekanats als ein günstiges Zeitfenster für eine Anfrage.⁸ Als Faustregel konnte dabei gelten, dass dieses auf Erfahrung basierende Gespür eng mit einer hohen Genderkompetenz – also einem sozial- und kulturwissenschaftlich fundierten Geschlechterwissen – korrelierte: Je höher diese Kompetenz war, desto durchsetzungsfähiger erwies sich der universitäre Gleichstellungsbereich und desto zugänglicher waren und sind Hochschulen für die Forschung.

Das ist sicherlich ein erwartbarer Befund. Zugleich erstaunt er dennoch, denn das Verhältnis zwischen Genderkompetenz beziehungsweise geschlechtertheoretischer Expertise und Gleichstellungsarbeit ist historisch ambivalent. So ist die Frauenhochschulbewegung seit den 1970er Jahren in Westdeutschland zwar untrennbar mit der Etablierung der Gender Studies und der Gleichstellung verbunden: Aus der Etablierung der Geschlechterforschung entwickelte sich gleichsam die „Frauenförderung“ beziehungsweise „Gleichstellungspraxis“ (in der DDR war diese Entwicklung ideologisch-politisch anders gefärbt).⁹ Dennoch blieb die Beziehung von Geschlechterforschung, feministischer Theorie und Gleichstellungspolitik immer auch ein kontrovers verhandelter Gegenstand unter Geschlechtertheoretiker:innen und Geschlechterpolitiker:innen. Ihr Verhältnis ist gekennzeichnet durch eine „gefühlte Nähe und faktische Distanz“ (Blome 2013, 73) – „zwei ungleiche Schwestern“, wie die Soziologin Angelika Wetterer meint (Wetterer 2008). Als einer der Gründe wird in der Forschung eine notwendige Distanzierung angeführt, „um Bestätigung im jeweils relevanten gesellschaftlichen Feld zu erhalten“ (Riegraf 2009: 69).

In meiner Forschung traten diese beiden Bereiche nun eng zusammen. Eine der größten Universitäten Deutschlands ist daher im Sample. Ihr Gleichstellungsteam, bestehend aus fast 20 Mitarbeitenden, mehrheitlich dauerhaft angestellt, ebnete mir den Weg. So übernahm meine Bekannte nach unserem Telefonat gezielt die Kommunikation mit weiteren Akteur:innen der Universität – bis hin zum Präsidium. Man lud mich in die Stabstelle für Chancengerechtigkeit ein und öffnete mir den Zugang zu weiteren Kontakten in die Fakultäten. Dabei zeigte sich, dass sicherlich die Gelegenheit gut war, die Universitätsleitung genau jetzt, wo sie noch nicht so lange amtierte, für die Teilnahme an dem Projekt zu gewinnen. Aber diese Gelegenheit wurde konsequent zur Strategie ausgebaut. Alle, die in der Stabsstelle arbeiteten, waren erfahrene Player in den Universitätsstrukturen, klar feministisch verortet und mit spezifischer Expertise: Sie wurden nicht müde, auf ihre jeweiligen Dokortitel in der geschlechterorientierten Soziologie, den Politikwissenschaften und der Fachdidaktik hinzuweisen. Die Zusammentreffen, in denen Zugangsmöglichkeiten diskutiert wurden, waren organisiert wie ein gut geplantes Fachtreffen: Terminabsprachen erfolgten administrativ und mit Erinnerungsmails. Es galt, mit vorbereiteter Power-Point und Handout zu erscheinen; es wurden Protokolle geführt und Memos verfasst. In der Zeit, die man sich nahm, um mich mit zentralen Protagonist:innen vertraut zu machen, und die Art, wie man begann, mich in soziale Anlässe wie

⁸ In meinem Verständnis von Gespür lehne ich mich an die Definition an, die der Literaturwissenschaftler Burkhard Meyer-Sickendiek bietet. Er versteht darunter die erfahrungsbasierte Kompetenz, „einen verborgenen, nicht wirklich sichtbaren Sachverhalt gefühlsmäßig zu erfassen“ (Meyer-Sickendiek 2011: 47).

⁹ Siehe hierzu Erbe 2022, 48-49.

Mittagessen und Picknicks einzubinden und dabei immer wieder auch mein Anliegen zu besprechen, spiegelte und reproduzierte atmosphärisch eine Form der Solidarität: Von vornherein herrschte hier das „Du“ – es war mein Projekt, aber in gewisser Weise wurde es zu ihrem Anliegen und ich zu ‚ihrer‘ Forscherin.

Letztlich konnte ich an vier Hochschulen ethnografisch Fuß fassen. Immer wieder war es der persönliche Kontakt und dabei der Gleichstellungsbereich, der dies ermöglichte. Auf diesem Weg wurden die Universitätsleitungen gewonnen, die wiederum ihre Fakultäten und Fachbereiche mittels Rundbriefen zur Teilnahme aufriefen. Die letztendliche Entscheidung wurde den einzelnen Abteilungen überlassen. Doch der Wille der Universitätsleitungen – und dabei der institutionalisierten Gleichstellung – war klar.

In jeder Berufungskommission, die ich seither teilnehmend beobachtend begleiten darf, bleiben Unsicherheiten im Umgang mit mir und meiner Rolle als Forscherin bestehen. Das Risiko, mir Zutritt zu gewähren, prägt die Stimmung. Das Bemühen, mich rechtlich ‚einzufangen‘, ist dabei groß und vielfältig: Mal werde ich als „Gast“ geführt, dann wieder erlange ich den Status einer universitären Zweithörer:inschaft und trete als „beratendes Mitglied“ der Kommission bei. Ich sollte auch schon „Hospitantin“ im Gleichstellungsbereich „mit Studieninteressen“ werden. Der wechselnde Status zeigt: Meine Rolle bleibt ambivalent; metaphorisch wie konkret ist es schwer, mich im Berufungsensemble zu platzieren.

So kommt es schließlich dazu, dass ich mal an das Ende eines Beratungstisches dirigiert werde, dann wieder sitze ich neben Professor:innen, die diskret schauen und fragen, was ich alles zu notieren habe. Hin und wieder wird mir ein Stuhl in der Reihe der Kontrolleure oder „Senatsbeobachter:innen“ zugewiesen. Meist nehme ich neben der Gleichstellungsbeauftragten Platz – das scheint mir meiner Rolle am angemessensten und wird von den Gleichstellungsbeauftragten teilweise eingefordert. „Setz Dich zu uns [...]. Wir bilden eine gute Phalanx“, wie eine Gleichstellungsbeauftragte zu mir sagte (Feldnotiz vom 12.6.202X). Ich schweige und notiere, wie mir geboten wurde, und doch kommuniziere ich im selben Moment – ich kann mich dem nicht entziehen. Denn schaut und hört man genau hin, ist die Interaktion in Berufungskommissionen auch bei größter Stille rege: Gesten, Mimik, ein Lachen oder eine WhatsApp-Nachricht der Gleichstellungsbeauftragten an mich – das Gespräch hinter der Fassade hat schon längst eingesetzt. Gelegenheiten werden genutzt, Verbündete im Raum gesucht, Strategien erdacht oder mit den Unwägbarkeiten des Verfahrens gehadert. Nicht immer folgt man dabei einem klaren Kalkül – und doch beginnen sich Konstellationen zu etablieren, die aus Personen, Machtverteilungen und letztlich Diskursen bestehen, hinter die man schwer zurücktreten kann. Diesen Konstellationen in all ihren sozialen wie kulturellen Nuancen nachzugehen, die Wirkmacht übergreifender Strukturen bei der Umsetzung und Aushandlung von Gleichstellungsanliegen anzuerkennen, aber zugleich den Blick auf individuelle Handlungsmöglichkeiten und die Nicht-Determiniertheit von Prozessen zu verschieben – darin liegt die Kraft einer mikroskopisch-einfühlenden Herangehensweise, mithin der Methode der Ethnografie und ihrem offenen, dabei wenig normierbaren und unbestimmten Charakter.

Zugang als Experiment

Der Zugang zum Feld wird in der ethnografischen Methodendiskussion analytisch oft auf eine Vorbedingung verkürzt: Er stellt eine Hürde dar, die es meisterlich zu nehmen gilt. Die hier skizzierten Erfahrungen beziehungsweise forschenden Wege in das ‚eigene Feld‘ und in Berufungskommissionen zeigen hingegen, dass der Zugang selbst zum ethnografisch reichhaltigen Erlebnis avanciert, das bereits einen Einblick in die kulturellen und sozialen Logiken des beforschten Feldes selbst gibt.

Der Zugang gewinnt sein erkenntnistheoretisches Potential gerade auch daraus, dass er wenig formalisiert bleibt. Er trägt in sich eine experimentelle Note: weder umfänglich planbar noch eindeutig zu sichern. Er erfordert mehrfache Versuche der Annäherung; Zurückweisungen und unterschiedlichste Rollenzuweisungen müssen in Kauf genommen und beständig Neuanläufe probiert werden. Gerade in den „Herzkammern der Fächer“, den Berufungsverfahren, wird deutlich, wie stark die Zugangsmöglichkeit – bei allen formalen Regeln und institutionellen Grenzen – von eher informellen Dynamiken abhängt und dabei den sozialen „weak ties“, über die ich mit meinen Forschungsschwerpunkten und meinem politisch-feministischen Interesse verfüge und die mir eine Brücke hin auf die „Hinterbühnen“ von Universitäten bieten.

Das „Experiment Ethnografie“ entfaltet sich dabei nicht nur in den Strategien und Gelegenheiten des Vordringens in eine „Black Box“, sondern ebenso in der ständigen Aushandlung der eigenen Rolle. Als Wissenschaftlerin und ehemalige Gleichstellungsbeauftragte war und bin ich nie nur Beobachterin, sondern stets Teil des sozialen Geschehens: Entsprechend wird mit meiner Einordnung im Feld gerungen. Diese Mehrfachposition eröffnet Chancen, aber sie erzeugt auch Ambivalenzen. Mal werde ich als Teil der Kontrollinstanz verstanden, hin und wieder als Kollegin oder Unterstützerin der „Phalanx“ eingesetzt und dann wieder als distanzierte Beobachterin und Wissenschaftlerin gelesen. Hierin liegt der experimentelle Charakter des Forschens selbst: Die eigene Position bleibt instabil und muss immer wieder neu ausprobiert werden.

Ethnografie ist in diesem Sinne nicht nur Teilnahme und Beobachtung, sondern eine Suchbewegung: ein tastendes, improvisierendes und damit genuin experimentelles Verfahren.

Sie beginnt nie erst im Feld, sondern schon in den Versuchen, es zu betreten. Gerade dort, wo sich Türen halb öffnen oder wieder schließen, wird die Logik von Institutionen greifbar. Das „Experiment Ethnografie“ liegt darin, diese Fragilität auszuhalten, dabei sichtbar und analytisch fruchtbar zu machen.

VICTORIA HEGNER ist Heisenberg-Professorin für Empirische Kulturwissenschaft/Kulturanthropologie an der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Ihre fachlichen Schwerpunkte bilden neben der Geschlechter- und Gleichstellungsforschung die Stadtethnografie, Studien zu neureligiösen Bewegungen, wissenschaftsgeschichtliche Untersuchungen, insbesondere zur Umbruchsituation nach 1989, die Methodologie der Ethnografie sowie Medienanthropologie.

LITERATURVERZEICHNIS

- Ahmed, Sara (2012): *On Being Included. Racism and Diversity in Institutional Life*. Durham/London: Duke University Press, DOI: <https://doi.org/10.1215/9780822395324>.
- Anderson, R. Kirk (2019): *Preaching to the Choir: University Diversity Committees as Affective Communities*. In: *Anthropology & Education* 51/1, 47-65, DOI: <https://doi.org/10.1111/aeq.12324>.
- Anderson, R. Kirk (2021): *Ethnography and the University: Current Trends and Future Directions*. In: *International Journal of Qualitative Studies in Education* 36/9, 1809–1824, DOI: <https://doi.org/10.1080/09518398.2021.1942291>.
- Beaufaÿs, Sandra (2003): *Wie werden Wissenschaftler gemacht? Beobachtungen zur wechselseitigen Konstitution von Geschlecht und Wissenschaft*. Bielefeld: transcript, DOI: <https://doi.org/10.1515/9783839401576>.
- Beaufaÿs, Sandra u. a. (Hg.) (2012): *Einfach Spitze? Neue Geschlechterperspektiven auf Karrieren in der Wissenschaft*. Frankfurt am Main: Campus.
- Becker, Howard S. (2021 [1982]): *Culture: A Sociological Review*. In: Susan Ferguson (Hg.): *Mapping the Social Landscape. Readings in Sociology*. Thousand Oaks, Cal: Sage, 89-98 (in: *Yale Review*, September/2, 513-527).
- Bendix, Regina F. (2004): *Kulturelle Varianten akademischer Auslese. Ethnografische Einblick auf Prozesse der Berufung dies- und jenseits des Atlantiks*. In: Jan Plamper (Hg.): *Grenzgang in der Geschichte. Wissenschaftskulturen im internationalen Vergleich [Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 52. Jg.]*, Berlin: Metropol, 943-950.
- Biller-Andorno, Nikola u. a. (Hg.) (2005): *Karriere und Kind. Erfahrungsberichte von Wissenschaftlerinnen*. Frankfurt am Main: Campus.
- Blome, Eva (2013) *Geschlechtertheorien – Geschlechterpolitiken. Zum Verhältnis von feministischer Theorie und gleichstellungspolitischer Praxis*. In: Eva Blome u. a. (Hg.): *Handbuch zur Gleichstellungspolitik an Hochschulen. Von der Frauenförderung zum Diversity Management?* Wiesbaden: Springer VS, 71-93.
- Bourdieu, Pierre (1992): *Homo academicus*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Cahill, Mairead u. a. (2019): *The Transition to Retirement Experiences of Academics in Higher Education: A Meta-Ethnography*. In: *Gerontologist* 59/3, 177-195, DOI: [10.1093/geront/gnx206](https://doi.org/10.1093/geront/gnx206).
- Dressler, Gert/Nikola Langreiter (2005): *WissenschaftlerInnen scheitern nicht*. In: Stefan Zahlmann/Sylka Scholz (Hg.): *Scheitern und Biographie. Die andere Seite moderner Lebensgeschichten*. Gießen: Psychosozial-Verlag, 107-126.
- Engler, Steffani (2001): *„In Einsamkeit und Freiheit“? Zur Konstruktion der wissenschaftlichen Persönlichkeit auf dem Weg zur Professur*. Konstanz: Universitätsverlag.
- Erbe, Birgit (2022): *Gleichstellungspolitik im Kontext neuer Governance an Universitäten*. Wiesbaden: Springer VS.

- Färber, Christine/Maria Ute Riedler-Lindthaler, (2016): *Black Box Berufung. Strategien auf dem Weg zur Professur*. Frankfurt am Main: Campus.
- Färber, Christine/Ulrike Spangenberg (2008): *Wie werden Professuren besetzt? Chancengleichheit im Bewerbungsverfahren*. Frankfurt am Main: Campus.
- Goffman, Erving (1969): *Wir alle spielen Theater*. München: Piper.
- Granovetter, Mark S. (1973): *The Strength of Weak Ties*. In: *American Journal of Sociology* 78/6, 1360-1380, DOI: 10.1086/225469.
- Hamann, Julian (2022): *Zum Fremdeln zwischen Ethnografie und Hochschulforschung*. In: Daniel Meyer u. a. (Hg.): *Ethnografie der Hochschule zur Erforschung universitärer Praxis*. Bielefeld: transcript, 39-58.
- Kamphans, Marion (2014): *Zwischen Überzeugung und Legitimation: Gender Mainstreaming in Hochschule und Wissenschaft*. Wiesbaden: Springer VS, DOI: <https://doi.org/10.1007/978-3-658-06220-0>.
- Lamont, Michèle (2009): *How Professors Think. Inside the Curious World of Academic Judgement*. Cambridge Massachussets: Harvard University Press.
- Lempp, Theresa (2022): *Fakultäten als Adressatinnen von Gleichstellungspolitik Eine ethnografische Fallstudie*. In: Daniel Meyer u. a. (Hg.): *Ethnografie der Hochschule zur Erforschung universitärer Praxis*. Bielefeld: transcript, 231-250.
- Lempp, Theresa u. a. (2018): *Zur Relevanz von Geschlecht in einer Universität. Der Feldzugang als Hürde und Erkenntnisquelle*. *Forum Qualitative Sozialforschung/ Forum: Qualitative Social Research* 19/3, Art. 1, DOI: <https://doi.org/10.17169/fqs-19.3.2906>.
- Lucas, Lisa (2012): *Ethnographic Journeys in Higher Education*. In: Sara Delamont (Hg.): *Handbook of Qualitative Research in Education*. Cheltenham: Edward Elgar, 170-180, DOI: <https://doi.org/10.4337/9781849807296.00020>.
- Mense, Lisa u. a. (2024): *Multidimensionale Geschlechterungleichheiten im akademischen Mittelbau: Arbeit, Karriere, Perspektiven*. Wiesbaden: Springer VS, DOI: <https://doi.org/10.1007/978-3-658-45885-0>.
- Meyer-Sickendiek, Burkhard (2011): *Über das Gespür. Neuphänomenologische Überlegungen zum Begriff der „Stimmungslirik“*. In: Anna Gisbertz (Hg.): *„Stimmung“*. Zur Wiederkehr einer ästhetischen Kategorie. Paderborn: Fink, 45-61.
- Müller, Ursula (1999): *Asymmetrische Geschlechterkonstruktionen in der Hochschule*. In: Aylâ Neusel/Angelika Wetterer (Hg.): *Vielfältige Verschiedenheiten*. Frankfurt am Main/New York: Campus, 135-159.
- Nathan, Rebekah (2005): *My Freshman Year: What a Professor Learned by Becoming a Student*. Ithaca: Cornell University Press.
- Pabian, Petr (2014): *Ethnographies of Higher Education: Introduction to the Special Issue*. In: *European Journal of Higher Education* 4/1, 6-17, DOI: <https://doi.org/10.1080/21568235.2013.864569>.

Querfurt, Andrea (2019): Wissenschaft auf der Bühne. Eine ethnographische Beobachtung von der Grenze aus. In: Thomas Etzemüller (Hg.): Der Auftritt. Performanz in der Wissenschaft. Bielefeld: transcript, 177-201.

Riegraf, Birgit (2009): Die Organisation von Wandel. Gender-Wissen und Gender-Kompetenz in Wissenschaft und Politik. In: Birgit Riegraf/Lydia Plöger (Hg.): Gefühlte Nähe – faktische Distanz. Opladen/Farmington Hills, Michigan: Barbara Budrich, 67-80.

Shore, Cris/Susan Wright (2000): Coercive Accountability. The Rise of Audit Culture in Higher Education. In: Marilyn Strathern (Hg.): Audit-Cultures. Anthropological Studies in Audit, Ethics and the Academy. New York: Routledge, 57-89.

Smiley, Jane (1995): Moo. New York: Alfred A. Knopf.

Sperk, Anna (2017): Die Hoffnungsvollen. Ein enthüllender Roman über Ideal und Wirklichkeit einer Karriere als junge Akademikerin und Mutter. Halle an der Saale: Mitteldeutscher Verlag.

Stegmann, Stefanie (2007): Herrenzimmer mit Sofa. Professoraler Habitus in universitären Alltagskulturen. In: GeschlechterStudien 13/2, 133-157.

Steinhardt, Isabel (2021): Students in the Spotlight: Using Collaborative Auto-ethnography to Build a Community of Learning in the Corona Crisis. In: ISA Pedagogy Series 1/1, 42-59, DOI: <https://doi.org/10.5281/zenodo.10475625>.

Stevens, Mitchell L. (2007): Creating a Class: College Admissions and the Education of Elites Cambridge, Massachusetts: Harvard University Press.

Strathern, Marilyn (2000): New Accountabilities. Anthropological Studies in Audit, Ethics and the Academy. In: Marilyn Strathern (Hg.): Audit-Cultures. Anthropological Studies in Audit, Ethics and the Academy. New York: Routledge, 1-18, DOI: <https://doi.org/10.4324/9780203449721>.

Thrift, Nigel (2011): Why So Few Ethnographies?, <https://www.chronicle.com/blogs/worldwise/why-so-few-ethnographies>, aufgerufen am 10.10.2025.

Tuchman, Gaye (2009): Wannabe U: Inside the Corporate University. Chicago: University of Chicago Press, DOI: <https://doi.org/10.7208/chicago/9780226815282.001.0001>.

Wisniewski, Richard (2000): The Averted Gaze. In: Anthropology and Education Quarterly 31/1, 5-23, DOI: <https://www.jstor.org/stable/3196268>.

WEITERE QUELLEN:

Feldnotizen, E-Mail- und weiterer digitaler Schriftverkehr zwischen Mai 2022 und August 2025.

Interviews mit acht Gleichstellungsbeauftragten in der Bundesrepublik Deutschland. Aufgrund der Anonymisierungsanforderungen werden genaue Angaben (Ort, Zeit des Interviews) weggelassen. (Für die gesamte Forschung wurden bisher 21 Gleichstellungsbeauftragte interviewt.)